

Das Endspiel der Oper ist verschoben

Zürich und Genf zeigen dieser Tage, wie man heute neue Opern auf die Bühne bringt. Ob es das Publikum goutiert?

Christian Berzins

Den ehemaligen Zürcher Operndirektor Alexander Pereira erfasste beim Wort Uraufführung ein hitziges Frieselfieber: Nichts ging ihm über eine Neuproduktion einer Verdi-Oper. Und er wusste zu gut, dass die Uraufführung teuer wird und an der Kasse wenig einspielt. So erzählte er den Journalisten ab 2005 jahrelang, dass er einen ganz grossen Fisch am Haken habe, der aber leider, leider mit der Komposition einfach nicht fertig werde: Es war die Legende György Kurtag (1926) ... und das Werk wurde 2018 in Mailand uraufgeführt. Der Erfolg war riesig – und kein Zufall.

Da heute zu Recht vielmehr als noch vor 40 Jahren auf die Auslastung und nicht auf die Kritikermeinung geschaut wird, achten die Theater und die Komponisten mittlerweile viel mehr auf die Bühnen-, ja die Zuschauerertauglichkeit ihrer neuen Opern. Das war zu Mozarts Zeiten auch so. Sing- und sprechbar muss heute eine Oper wieder sein – fern der Neue-Oper-Klischees, wo man sich in riesigen Intervall-Sprüngen drei Stunden lang anschreit. Es dürfen sich mittlerweile auch wieder harmonische Klänge einschleichen, bisweilen Elemente aus der Volksmusik anklingen.

Wichtig auch: Wenn schon kein Ohrenschmelz à la Bellini, dann wenigstens Spannung und packende Bilder! Somit nimmt man oft eine szenisch haltgebende literarische Vorlage.

Ohne berühmte literarische Vorlage geht es nicht

Die zwei äusserst sehenswerten Uraufführungen diese Woche an den grössten Schweizer Opernhäusern sind bezeichnend: «Sleepless» in Genf basiert auf einer Erzählung von Jan Fosse (1959), «Girl with a Pearl Earring» in Zürich auf dem Roman von Tracy Chevalier (1962), der dank des Films mit Scarlett Johansson und Colin Firth weltberühmt wurde.

Genf hat dank Co-Produktion mit Berlin einen der berühmtesten Komponisten unserer Tage im Haus: Peter Eötvös zaubert in der Opernballade «Sleepless» mit einem unglaublichen Klangreichtum, scheut die Schönheit, ja die Tonalität nicht, gibt den Sängern und Sängerinnen Duette, ja einmal fast eine gute alte Arie. Diese Oper hat Sog und die Musik eine Farbe. Zudem versucht Eötvös, sein Werk möglichst textverständlich zu gestalten. Allein am Schluss tropft das Zuckerwasser langfädig aus dem Graben und von der Bühne.

Der 1975 geborene Schweizer Komponist Stefan Wirth verfährt in Zürich mit «Girl with a Pearl Earring» ähnlich, wenn

auch plakativer. Er zeichnet das Drama mit funkelnder Orchesterpalette und schlagtechnischen Effekten stimmungsvoll nach und belebt so die Bühne. Aber dieses Orchestermaterial ist bald einmal ausgelegt und verkommt zum Grund-Sound, der nichts mehr auslöst.

Doch keine Angst, wir sind in der Oper: Die im modernen Regietheater viel zu oft als nettes Beigemüse zählenden Sänger retten den Abend: Da wie dort stehen (Alt-)Stars auf der Bühne – erweitert durch famose junge Sänger und Sängerinnen. So mausert sich die neue Oper tatsächlich zum Stimmenfest.

Aber machen wir uns nichts vor: Neue Opernmusik schmeichelt selten, und zum Gesamteignis Oper gehört eine packende Regie. Hier wie da wurde sie bezeichnenderweise Erzählern überlassen: Keine Regie-Rätsel wie sonst bei «Rigoletto» oder der «Zauberflöte», sondern episches Erzählen ist angesagt. Das heisst allerdings auch, dass Kornél Mundruczó in Genf wie Ted Huffman in Zürich Angst haben, sich einen Schritt vom Libretto zu entfernen und metaphorreich die Fantasie des Zuschauers anzuregen. Wo Lapidares erzählt wird, sieht man oft Lapidares. Dabei wären beide Geschichten durchaus als Parabeln lesbar: In Genf jene von der

schwangeren Asle und dem mordenden Alida, die nach einer Unterkunft und etwas Glück suchend ins Verderben laufen. In Zürich jene der Dienstmagd Griet, die bei den Vermeers ins Haus kommt, die Nähe zum Maler findet, ihm gar Modell steht.

Nichts da von einer zweiten Ebene: Wo gegessen wird, mampft man, wo es kalt ist, bläst der Wind, wo man zum Sex schreitet, ist die Hose unten. Gewiss: Wenn den Klängen schwer zu folgen ist, kommt das exakte Erzählen an. Da sich diese Gefahr weder bei «Sleepless» noch bei «Girl with a Pearl Earring» stellt, wäre mehr szenische Flughöhe angebracht gewesen.

Szenisch wird nichts gewagt, nichts ausgemalt. Das ist vor allem in Zürich am Schluss viel zu wenig, da bleibt der Zuschauer im Nichts stehen. Geschichtlein erlebt – keine heisse Opernträne fliesst. Immerhin wird zum Schluss gejubelt.

Mozart würde heute keine Musicals schreiben

Obwohl am Tisch bei einer Opern-Uraufführung so manches berechnet werden kann, man in Genf und Zürich auf ähnliche Resultate kam, bleibt die aktuelle Opernkunst ein Wagnis. Wir wissen nicht, was da in den Komponistenköpfen und Komponistinnenseelen schlum-

mert. Aber wir müssen ihnen eine Bühne geben, damit sie Türen aufstossen und die Kunstform Oper weiterentwickeln.

Möchte ein Kunst-Diktator einen Schlussstrich unter die Operngeschichte ziehen, wird er verzweifeln. Soll er ihn bei «Peter Grimes» (1945) machen? Bei Henzes «Prinz von Homburg» (1960), bei Ligetis «Grand Macabre» (1978) oder bei Kurtags «Endspiel» (2018)? Nirgendsl, denn das «Endspiel der Oper» ist sehr fern. Gerade die zwei Abende in Genf und Zürich zeigen, dass der berühmte Ausspruch, Mozart würde heute Musicals schreiben, quatsch ist.

Mozart entwickelte die Opernkunst weiter, öffnete Türen, die man nicht für möglich hielt. Das Musical hingegen repetiert Erfolgsschablonen. So unterscheidet sich die Oper grundsätzlich vom Musical. Neue Opern gehören auf die Spielpläne, auch wenn «Ausschussware» komponiert wird. Das war zu Mozarts und Verdis Zeiten nicht anders. Es überlebt das Beste – ein Bruchteil. Ob «Sleepless» oder «Girl with a Pearl Earring» dazugehören, wird sich weisen.

.....
Girl with a Pearl Earring: bis 8. 5. Zürich; Sleepless: Bis 5. April, Genf; Liebesgesang von G. F. Haas, ab 7. Mai, Bern.



Lauren Snouffer zeigt: Oper braucht Top-Rollen und grosse Sänger.
Bild: Toni Suter



Spektakuläre Bühne, sanfte Geschichte, grosse Töne: «Sleepless» in Genf.
Bild: Gianmarco Bresadola

Zwischenruf

Sorry für die Schweiz: Satiriker Karpi entschuldigt sich

«Äxgüsi!» «Oh, sorry!» «Scho guet!». Schweizer sind Entschuldigungsprofis. Im Zwischenmenschlichen reagieren sie hypersensibel auf Grenz-übertretungen. Es muss nur ein Apfel an der Migroskasse hinter einen Trennstab rollen, und schon beginnt der sprachliche Eiertanz um verletzte oder scheinbar verletzte Territorien.

Aber wehe, es geht darum, kollektiv für Verfehlungen einzustehen. Dann machen Herr und Frau Schweizer lieber die Faust im Sack. Der Satiriker und ehemalige «Deville»-Sidekick Patrick Karpiczenko hat deshalb für das SRG-Portal

Swissinfo, das sich vor allem ans Ausland richtet, das Video-Satireformat «Switzerland says Sorry!» ins Leben gerufen.

In vierminütigen Clips sagt Karpi in gutem Schulenglisch für alles Sorry, was die Schweiz in den letzten Jahrzehnten verbochen hat: für Nazigold und Oligarchengeld, für Rohstoffhandel, für Heidi, LSD und sogar für Carl Gustav Jung. Der Twitter-Profi hat in den Echo-Kammern sozialer Medien die formelhaften und reflexhaften Entschuldigungsposts von Promis und Institutionen genaustens studiert. «Die Entschuldigung ist eine moderne Kunstform», ist er

überzeugt. Das Publikum lechze nach ihr, das habe man nach der Oscar-Ohrfeige wieder beobachten können.

Die eben erst aufgeschaltete Folge eins hat Karpi dem Bühnle-Skandal gewidmet. In «Follow the Monet» führt er durch

den 200 Millionen Franken teuren Prunkbau und die in ihm beherbergte Kunstsammlung des Nazi-Waffenhändlers, welche die Welt seit Wochen elektrisiert. Warum die Zürcher den Bühnle-Bau unbedingt wollten? Karpi erklärt: «Because Zürich, like Bühnle, really loves Monet.» Um dann mit Abba zu ergänzen, um was es allen Beteiligten wirklich geht: um «Money, money, money».

Die Themen gehen Karpi so nicht aus. Die Liste der Schweizer Verfehlungen ist lang. In seiner nächsten Folge über die Schweizerische Käseunion will er sich mit der Frage beschäftigen, warum sich die Schweiz

nach der Annexion der Krim 2014 den Sanktionen gegen Russland nicht angeschlossen hatte. Als Russland den Import von EU-Käse verbot, konnte die Schweiz ihren Käse-Export nach Russland versechsfachen.

Karpi gehört mit hundert Kulturschaffenden zu den Unterzeichnern eines Aufrufs, der den Bundesrat beim Krieg in der Ukraine zum Handeln auffordert. Und er hat bereits konkrete Ideen: «Ich bin dafür, dass wir Nord Stream 2 aufkaufen, und unseren geschmolzenen Käse künftig durch die Leitung nach Russland schicken.»

Julia Stephan



Karpi erklärt dem Ausland den Bühnle-Skandal.

Bild: Screenshot